

Vasile V. Poenaru

**Westberlin: die erlebte Hymäne in Wolfgang Hermanns  
Konstruktion einer Stadt**

*Paris Berlin New York* . Ein einziger Ort: DIE Stadt - so wie sie hätte sein können. Als Überbegriff. Als Traumgebilde. Als Tier. Als Wegweiser. Der Limbus Verlag brachte bereits 2008 das Drei-Metropolen-Buch von Wolfgang Hermann heraus, einem weitgereisten Autor und Weltbürger, der als Anerkennung seines bemerkenswerten literarischen Schaffens u.a. 2006 den Anton Wildgans Preis und 2007 den Förderpreis zum Österreichischen Staatspreis erhielt.

Radiographien von Städten, Vermessungen des Städtischen: darauf versteht sich dieser Voralberger Baumeister mit hausgemachter deutscher, französischer, amerikanischer und japanischer „Vorgeschichte“ besonders gut. Von Anfang an klar in seinem liebevoll mühselig angelegten Metapher-Beet: Berlin ist nicht Berlin und Stadt ist nicht Stadt. Es geht hier um den Menschen, den lebendigen, den beständigen, den vergänglichen.

Ein Österreicher in Berlin, möchte der Rezensent die hierin kurz besprochene Neuerscheinung gleich einmal oberflächlich gängig zusammenfassen und damit auch zwecks des unbekümmerten kulturellen Verbrauchs tunlichst adäquat vereinfachen. Ein Österreicher in Berlin - aber nicht jetzt. Früher, als der Westen noch der Westen war. Wolfgang Hermann erweist sich ein weiteres Mal als wachsamer Augenzeuge und Mentalitätsanalytiker, dessen Notizen über die Seele einer Struktur aus Menschen, Beton, Asphalt und Trieben Aufschluss geben.

*Konstruktion einer Stadt*, das ist wohl in erster Linie ein Nichtbegreifen, ein Vervielfältigen von explizit gelebtem Unbehagen im Dschungel städtischer Entwürfe, ein geistiges Festhalten an der Idee einer Stadt, so wie sie sich die Menschen einverleiben könnten, die das knurrende große Tier namens Berlin mit ihren eigenen Träumen, Bängen und Idealen oder aber mit öden Alltagsroutinen und angelernter Gleichgültigkeit füttern. Die Frage an allen Ecken: „Wer bin ich?“ Einer von hier und da. Einer von drinnen. Einer von draußen.

„Ist dort Draußen? Ich bin einer von draußen, nicht wahr, sagt mir, ich bin einer von draußen, komme ich von draußen sagt sagt sagt“

Die gegen Ende des Satzes schwindende Interpunktion potenziert das der gesamten *Konstruktion* obliegende kommunikationstechnische Durcheinander, die begriffliche Verwahrlosung eines selbst unter Heranziehung von Metaphern, Träumen und Bildern als quasi-wissenschaftlichen Erläuterungsversuchs dargereichten Exkurs über das städtische Gefühl und diejenigen, die sich ihm hingeben oder aber entziehen.

Zwanzig Jahre nach dem Mauerfall weiß keiner mehr, ob er von draußen kommt oder schon immer drin war. Aber Begriffe und Definitionen sind in diesem Werk lose gesetzt, ebenso wie die intrinsische Neuüberlegung der Zugehörigkeitsfrage: Wer ist Berliner, wer darf's sein?

Die Stadt beim Namen nennen, um ihrer Herr zu werden: kein geringes Unterfangen. Wolfgang Hermann hat es dabei nicht auf absolutes Namensagen abgesehen. Er konstruiert die Struktur seiner einnehmenden wie befremdenden Vorstellungen aus mal heimelig, mal unheimlich zumutenden Baumaterialien präfabrizierter Identitätssortiments. Es

geht immer ruhig zu in seinem Berlin, doch keineswegs etwa immer erbaulich. Der Autor bastelt seine ausgeglichenen Sprachobjekte von der Urtümlichkeit und Zugehörigkeit des fragenden Stadtkinds stets aus viel Selbstheit und ein klein bisschen Fremde.

„Protokolle des Verlusts“ will der reflektierende Stadtvermesser in diesem seinem jüngst erschienenen, längst geschriebenen Buch erstellt haben, einem Konglomerat von Aufzeichnungen, in denen Westberlin und seine Menschen in eine Unmittelbarkeit der Empfindung gerückt werden, die mit einer eigenartigen Besonnenheit der Träume zu tun hat.

„Tastende Protokolle“, „Träume vom Geborgensein“, „Träume der Unruhe.“ Eine Reihe von Versuchen, von kapriziösen Aneignungen städtischer Gegebenheiten kommt dadurch zustande, eine programmatische Verlangsamung des Alltags, ein Verweilen des Augenblicks, ein poetologisch haargenau mit der inneren Architektur des „ummauerten, gefesselten Tieres“ abgestimmtes Innehalten.

Damit beginnt die *Konstruktion*. Der Leser hält inne, muss innehalten, um sich zu finden, um zu sich zu finden, um die Lektüre in Angriff zu nehmen, um sich selber zusammen zu nehmen, was in diesem Falle heißt: mit der Lektüre weiter machen. Denn das erste Kapitel, *Namen*, beginnt mit einem elliptischen Satz, über den der Leser in aller Ruhe nachzudenken hat, soweit der Sinn des sichtbaren, des gedruckten Teils der „Versuche“ gerade in seiner Unschärfe und Multivalenz als lebendiges Sprachereignis erschlossen werden soll – über eine legendäre Weltstadt, die in der Art und Weise, wie sie der Autor empfindet (oder konstruiert) am „Horizont verdämmt“: „und sie leben in ihren Leibern wie in unbekanntem Häusern welk und stumm und sie haben sie in

Gebrauch wie ein Stück Holz wie Eisen wie Asche und sie gehen hierhin und sie gehen dorthin das Holz zu spalten das Eisen zu behauen die Asche zu streuen, so haben sie sich selbst in Arbeit, als Leib, als Kran, als Wasserschlauch, als Leibeigene.“ Fast muss der Lektor da an Uwe Telkamps *Uvertüre* am Anfang seines *Turms* denken. Doch Telkamp kam ja erst später – und der war im Osten, dazu gar nicht in Ostberlin, sondern in Dresden.

Wolfgang Hermann verortet die andauernde Diskussion rund um das städtische Lebensgefühl in eine ästhetisch formulierte Dimension des Aufgehobenseins, innerhalb derer jedwelcher Emotion Verweischarakter zusteht. Wie er es schafft, seinem Stadtbild anhand tausend kleiner Blicke wie nebenbei mehr ontische Würde zu verleihen, ist sein großes Geheimnis. Er will es preisgeben – und doch immer wieder aufs Neue hüten.

Da war was. *Die Dunkelheit in den Augen eines jeden, die Namen, die Zeit, die Gesichter, die Schritte, die blinde Seite des Feuers, die Karusselle, die Häuser, der Dschungel, der Fluss, die Sprache* – um nur ein paar der Kapiteltitle aufzulisten, anhand derer das räumlich und zeitlich vorzüglich im Zeichen menschlicher Bedingtheit fingierte Namensagen am Beispiel einer Stadt versucht wird, die längst aus ihrem Namen heraus gefallen ist, um die Atemwege immerfort begrifflich wie sinnlich destillierter Projektionsflächen freizugeben.

Poetische Fiktion oder sachliche Dokumentation? Wenn er sich mit seiner *Skizze vom Tagesverlauf auf dem Hauptplatz* ans Reißbrett macht, fügt der Autor wie mit peinlichster Genauigkeit (aber insgeheim eben doch etwas gewollt vage) hinzu: *Geträumt auf einer Parkbank in Berlin-Wilmersdorf*. Es sind dies die inwendigen Koordinaten eines

nicht nur philosophisch, poetologisch, soziologisch und architektonisch geläuterten fragenden Bezugssystem. Mehr ontische Würde gebührt den „tastenden“ Träumen über die Stadt ebenso wie den Bildern und Tränen und dem Schattengrund der Straße und den Augen der Nacht – lauter Metapher in der *Konstruktion*.

Was es denn sei, das das Bild der Stadt bestimme: „jene unbekannte Strömung, die als Funke von Mensch zu Mensch überspringt, um Atmosphäre, Geist und Bild zu erzeugen?“ Die Zeit, im Übermaß zur Verfügung und noch stets in der prekären Aufgehobenheit einer unwahrscheinlichen Versinnbildlichung befangen. Ist bei Alfred Kolleritsch nämlich das Namensagen die Zeit, wenn sie vergeht, so wird bei Wolfgang Hermann die Zeit als unsagbares Medium, in dem sich die Menschen, zu einem Ganzen gefügt, nicht wiedererkennen, zu dem, was die Leute birgt, an „andere, unversehrte Orte“ rückt, an Schauplätze einer sinnstiftend mutierenden Auffassung des allseitig beschworenen Begriffs Stadt.

Gar manches gehört zu diesem Begriff, von dem man es nicht ohne weiteres angenommen hätte, darunter „das Innehalten vor dem Lächeln einer jungen Frau auf einer Fotografie“. Denn „eine Stadt besteht aus den Lücken, die jeder Einzelne benutzt, um durch sie ins Freie zu gelangen. Der Weg ins Freie beginnt mit geträumten Alltagsbildern des großen Tiers, das die kleineren Tiere unentwegt zähmt: seine Kinder, die Kinder der Stadt.

Wolfgang Hermann bedenkt durch den leise konstruierten Hilfeschrei seiner oft ungemächlichen Visionen das städtische Gefüge innerhalb des Menschen, das sich in seiner Anschaulichkeit immerfort hartnäckig verweigende Ganze, an das die Teilchen vermittelt herkömmlicher

Betrachtungsweisen kaum herankommen - es sei denn, sie bilden alles neu für sich selber, machen sich ein Bild über die Bilder, die ihr inneres Auge in die Welt setzt. Sequenzen von Wörtern werden ins Leben gerufen, aus dem Nichts in die Sprache transponiert, um das Geschöpf zu bändigen, das man Berlin nennen könnte, wenn man dazu einen Namen bräuchte. Was kann ein Mensch in so einem imaginären Dialog im semantischen Umfeld seiner Konstruktion - nein, seiner Entwürfe - schon mehr sagen? „Stadt, sei gut zu mir.“

Wolfgang Hermann, **Konstruktion einer Stadt. Versuche**, Limbus Verlag 2009, Reihe zeitgenossen, 112 Seiten.